

Unverkäufliche Leseprobe

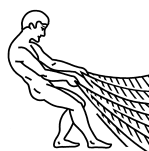
Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Mit dem Erhalt dieser Datei haben Sie sich mit folgenden Punkten einverstanden erklärt:

- Diese elektronische Kopie ist nur für Sie – persönlich und vertraulich.
- Die Nutzung dieser Datei ist ausschließlich zu Ihrer Information im Rahmen der vertraulichen Vor-Informationen zwischen Verlag und Buchhandel, im Rahmen des Rechthehandels sowie zur Vorbereitung der Berichterstattung bzw. einer Veranstaltung erlaubt.
- Die Weitergabe an Dritte, weitere Nutzungen der Datei sowie die dauerhafte Speicherung sind nicht zulässig! Leider geraten auch ohne Absicht zuweilen Daten in illegale Kanäle – bitte löschen Sie diese Datei nach Lektüre wirksam. Verletzungen des Urheberrechts werden strafrechtlich verfolgt.
- Alle Rechte vorbehalten. Abdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlags. Das genaue Copyright entnehmen Sie bitte dem Impressum des Buches.
- Für Medienvertreter: Sie verpflichten sich mit dem Erhalt dieser Datei, das Buch nicht vor dem Erscheinungstermin zu besprechen. Über den Erscheinungstermin halten Sie bitte Rücksprache mit der Presseabteilung (rezensionen@fischerverlage.de).
- Bitte beachten Sie, dass Sie diese Fassung des Buches gegebenenfalls mit der druckfertigen Fassung abgleichen müssen!

This file is the property of S. Fischer Verlag GmbH. It is legally privileged and /or confidential and is intended only for the personal use of the addressee(s). No addressee should forward, print, copy, or otherwise reproduce this file in any manner that would allow it to be viewed by any individual not originally listed as a recipient. If the reader of this message is not the intended recipient, you are hereby notified that any unauthorized disclosure, dissemination, distribution, copying or the taking of any action in reliance on the information herein is strictly prohibited. If you have received this communication in error, please immediately notify the sender and delete this message. Please delete this pdf-file after having it read and /or printed. According to § 12 URG the content of the pdf-file should not be used in any way without explicit written permission.



MICHAEL PYE *Am Rand*
der Welt

Eine Geschichte der Nordsee
und der Anfänge Europas

Aus dem Englischen von
Michael Bischoff

S. FISCHER

Einleitung

Im Sommer des Jahres 1700 fuhr Cecil Warburton ans Meer – zwei Wochen wollte er an der Ostküste Englands verbringen, in Scarborough, auf halbem Wege zwischen Hull und Newcastle gelegen. Er war überhaupt nicht beeindruckt.

Warburton war ein Gentleman aus dem Norden, Sohn eines Baronet aus Cheshire, und er tat, was Gentlemen in einem Heilbad taten: Er trank fast jeden Tag zweieinhalb Liter des berühmten Heilwassers, das nach Tinte roch und säuerlich schmeckte, und sein ganzer Körper wurde ordentlich durchgespült. Er weigerte sich allerdings, es den übrigen Badegästen gleichzutun und die volle Menge zu trinken, die gut viereinhalb Liter betrug. An seinen Schwager schrieb er: »Ich hatte gehofft, hier etwas zu finden, das meinen Brief ein wenig unterhaltsam machen könnte, aber ich wurde enttäuscht, denn ich sehe nur Angelhaken und trocknende Fische, die hier die einzige Ausstattung ihrer Straßen und Häuser drinnen wie draußen darstellen.« Die Straßen seien übersät mit »Fischabfällen und Kabeljauköpfen ... Ich hoffe, der Brief stinkt nicht danach, denn ich habe das Gefühl, dass nichts mehr frei davon ist.«¹

Er hatte die Stadt ausgewählt, in der die Idee des Seebades geboren wurde und in der bald schon die ersten Umkleidekabinen am Strand auftauchen sollten, einen Ort, in den man kam, um zu flirten und um gesehen zu werden. All die Dinge, die mit der Arbeit

am und auf dem Meer zusammenhängen, wollte er nicht sehen. Leute von »Adel, Rang und Stand«, wie es im Reiseführer für 1733 hieß, trafen sich in Scarborough: Earls und Baronets, Ladys und Marquises. Sie tranken und aßen und tranken, denn sie wussten, dass dieses Heilwasser sie reinigen und bei guter Gesundheit halten würde. Sie badeten im kalten Meer, veranstalteten Pferderennen auf den langen weißen Sandstränden und besuchten am Abend einen Ball.²

Sie sahen sich lieber das Kurbad an und nicht die Stadt der arbeitenden Leute, auch nicht die Burg, von der aus man nur fünfzig Jahre zuvor noch auf feindliche Schiffe gefeuert hatte, als Holländer und Engländer im Krieg miteinander lagen, nicht die aus gut dreihundert Schiffen bestehende Fischereiflotte und auch nicht den Hafen, den einzigen bei schlechtem Wetter brauchbaren Zufluchtsort zwischen dem River Tyne im Norden und dem River Humber im Süden. Die Stadt erinnerte an das Netz der vielfältigen Verbindungen, die das Meer überspannten: Nahrung, Handel, Krieg, Ankünfte und Invasionen jeglicher Art, darunter auch die von Ideen.

Cecil Warburton hatte, wie Millionen Besucher nach ihm, daran kein Interesse. Er hatte andere Sorgen. In einem Brief an seine Schwester klagte er: »Ich bin immer noch so fett wie zuvor ...«³

Dieses neue Bild der Küste steht heute zwischen uns und der Geschichte des Meeres.⁴ Die Küste wurde zu einem eigenständigen Reiseziel. Sie war nicht mehr nur der Hafen, von dem aus man zu anderen Zielen jenseits des Meeres aufbrach. Und sie wurde zu einem Ort des Spiels und der Freizeit statt der Arbeit und des Krieges. Man konnte sich kaum noch vorstellen, dass es einmal eine Welt gegeben hatte, in deren Mittelpunkt das Meer stand. Über die Jahre hatte man sogar die Küstenlinie fixiert, wie es zuvor nie gewesen war, als kräftige Winde einen Sandsturm entfachen und Sturmfluten tief ins Land vordringen konnten. Aus Stein und später Beton errichtete man Ufermauern, Promenaden, Esplanaden – eine endgültige Grenze zwischen Mensch und Meer. Dahinter konnten Hotels und Villen in völliger Gleichgültigkeit hinaus auf das Meer blicken, dem sie doch eigentlich ihren Reiz verdankten.

Das alles steckte zu Warburtons Zeiten noch in den Anfängen. In Scarborough zahlte die feine Gesellschaft fünf Schilling und trug sich ins Gästebuch ein, um die zwei am Strand erbauten Räume für Getränke und Gesellschaft, zum An- und Auskleiden zu benutzen. Manche kamen mit der Kutsche aus London hierher nach Norden, über York oder, wegen der Sehenswürdigkeiten, über Cambridge, aber nur wenn sie die Landgasthäuser ertragen konnten. Andere zahlten eine Guinee für die Fahrt mit einem der Kohlenschiffe, die von den Docks in Billingsgate leer zum Tyne zurückfuhren und in Scarborough Station machten.

Die Frauen badeten separat unter dem Schutz von Fremdenführern. Ein einheimischer Dichter klagte: »Ein weites Hemd die Nymphe schützt/vor Neugier und vor jedem Blick.« Die Männer konnten sich entweder »zurückziehen und sich in einiger Entfernung von der Badegesellschaft ausziehen ... oder mit einem Boot ein wenig hinausfahren« und dann »nackt ins Wasser springen«. Das Meer galt als sicher genug für erfrischende Übungen oder medizinische Bäder. Der anonyme Autor von *A Journey from London to Scarborough* behauptete sogar: »Die Vorzüge, die unsere Ärzte kalten Bädern ganz allgemein zuschreiben, verstärken sich noch durch den zusätzlichen Salzgehalt des Meerwassers, ein Vorteil, dessen sich in England kein Kurort außer Scarborough rühmen kann.«

Dem Meerwasser schrieb man ähnlich heilende Wirkungen zu wie den Heilquellen. Manche Ärzte zeigten sich sogleich tief besorgt und sahen im Wasser einen Konkurrenten für die von ihnen verschriebenen chemischen Arzneimittel. Offensichtlich bedurfte es einer »genaueren Analyse der Heilwässer«, wie Dr. Simpson 1669 schrieb, einer »chemischen Anatomie«, die zeigte, welche chemischen Arzneistoffe darin enthalten waren. Nur dann könne das Meer die Billigung und Anerkennung der Ärzte finden. Als solche Analysen in den 1730er Jahren vorlagen, wurde das Meerwasser zum Gegenstand bürgerlichen Stolzes und allgemeinen Interesses, und die freundliche Banalität des Seebads bekam etwas Bedeutendes. In Scarborough besuchten nun Gäste wie Einheimische öffentliche Vorträge, in denen genauestens dargelegt wurde, was sie da tranken.⁵

Manche Wässer waren zuvor schon Gegenstand eines anderen Glaubens gewesen: heilige Wässer, heilige Quellen und Brunnen, die Heilige oder andere hoffnungsvolle Amateure gefunden hatten. Die Quelle in Scarborough, so schrieb ein Dr. Wittie 1667, war von einer Mrs Farrow entdeckt worden, die in den 1620er Jahren am Strand entlangwanderte und bemerkte, dass manche Steine durch eine hörbar sprudelnde Quelle am Fuß einer »außerordentlich hohen Klippe« rostrot verfärbt waren. Der Geschmack des Quellwassers gefiel ihr. Sie glaubte, es werde den Menschen guttun.

Die Nachricht verbreitete sich.

Dr. Wittie schrieb ein Büchlein, um sicherzustellen, dass dieses Wasser von Ärzten verschrieben wurde. Er glaubte bereits an den Nutzen von Bädern, denn genau das taten die Engländer in ihren Kurorten: Sie tranken das Wasser, aber sie badeten auch darin – im Unterschied zu den Festlandeuropäern, die das Trinken für ausreichend hielten. Er riet Männern mit einer Vorliebe für Portwein, im Meer zu baden, denn auf diese Weise habe er seine eigene Gicht geheilt, durch »häufiges Baden im kalten Meerwasser, im Sommer ..., und danach schwitze ich in einem warmen Bett«. Die Sommermonate seien die besten. Dass man »in deutschen Kurorten im Winter« trank, schockierte Dr. Wittie.

Ihm war allerdings klar, dass »viele die Kurorte nicht aus Notwendigkeit, sondern zum Vergnügen besuchen, um sich eine Weile ihren ernsthaften Beschäftigungen zu entziehen und sich mit ihren Freunden zu trösten«. Aber auch aus dem Vergnügen konnten die Ärzte ein Geschäft machen: ein moderner Berufsstand, der Anspruch auf möglichst weite Teile des Lebens erhob. Das Baden war nun keine bloß vergnügliche Unternehmung mehr. Dr. Robert White schrieb 1775 über »Gebrauch und Missbrauch von Meerwasser« und warnte: »Wer im Vollbesitz seiner Gesundheit und seiner Kräfte ist, sollte sich solchen Freizeitbeschäftigungen nicht allzu intensiv hingeben.« Er könne vielleicht früh am Morgen baden, aber nervösere Fälle sollten bis »kurz vor Mittag« warten, und »niemand sollte länger als eine Minute im Wasser bleiben«. Das Meerwasser sei vielleicht kein so heftiger Schock wie eiskaltes Quellwasser, aber dennoch fühlte Dr. White sich verpflichtet, vor den »fatalen Folgen

des Badens für gesunde Menschen« zu warnen. Er berichtete von einem Mann, »etwa vierzig Jahre alt, der ein gesundes und maßvolles Leben geführt hatte und überredet wurde, im Meer zu baden«. Der Mann hielt sich selbst nicht für krank und ging ohne Aderlass, ohne Darmentleerung und ohne ärztliche Anweisung ins Wasser. Die Folgen waren, so erklärte Dr. White, »ein heftiger Schmerz, der durch seinen Kopf schoss, starke Benommenheit und ein tödlicher Schlaganfall«.

Das Meer sei indessen »nützlich« bei Lepra, »von großem Nutzen« bei Epilepsie und ein Mittel gegen Gelbsucht. Es könne den Tripper heilen – wahrscheinlich eine gute Nachricht für die Schürzenjäger unter den Gentlemen, aber wohl kaum ein Trost für die nächste Person, mit der sie schliefen. Dr. White meinte, die Menschen gingen nicht sorgsam genug mit einer »so allgemeinen und beliebten Medizin« um, denn »Magen und Eingeweide werden dadurch in ständiger Erregung gehalten«. Er verzeichnete eine »Neigung, im Meer zu baden, die Menschen jeglichen Standes entwickelt« hätten.

Das galt nicht allein für die Engländer. Die Holländer unternahmen im 17. Jahrhundert Spaziergänge am Strand, in Scheveningen warfen die Jungen die Mädchen alljährlich im Frühjahr ins Wasser, und alle tranken. Ihr mit einem Fürsten vergleichbarer *Stadhouder* fuhr mit einem Segelwagen über den Sandstrand. Die Seebäder brachten Menschen an die Küste, doch zugleich entwickelte sich an der Küste auch ein anderes Leben. Es gab Strände, für die man keine ärztliche Verordnung brauchte, neuartige Urlaubsorte wie Norderney an der deutschen Nordseeküste, wie Ostende und Boulogne, wie Doberan an der Ostsee, die man allein um des Vergnügens willen besuchte. Jeder konnte nun nach Belieben mit dem Wasser flirten, ihm einen Besuch abstatten und wieder nach Hause zurückfahren. Wellen und Strömungen verwandelten sich in eine Kulisse für sehr städtische Vorstellungen davon, wie man fit und gesund bleiben, gut aussehen und sich amüsieren konnte. Die alten mit dem Meer verbundenen Gewerbe versteckte man, das neue Geschäft hieß Urlaub. Der Hafen von Visby auf der schwedischen Insel Gotland war ein Jahrtausend lang berühmt und geschäftig gewesen, doch im 19. Jahrhundert drohte die Stadt in Stagnation zu

verfallen und in Vergessenheit zu geraten, sofern sie keine Badeeinrichtungen schuf, einen Ort, an dem die Badegäste sich umziehen und etwas trinken konnten – zumindest behaupteten das die Befürworter solcher Strandeinrichtungen.⁶

Die Realität versteckte man hinter Umkleidekabinen und Strandattraktionen und später dann hinter Seebrücken, Eselreiten und Bratfischbuden, hinter Schießständen und Bowling Greens (wie in Blackpool), hinter Varietétheatern und heller elektrischer Beleuchtung. Ende des 19. Jahrhunderts schien *Baedeker's Handbuch für Reisende*, das ansonsten akribisch jedes Kunstwerk und sämtliche Fahrpreise auflistete, gar nicht zu bemerken, was da fehlte. Der Baedeker für Belgien und Holland wendet sich nach einer Weile Middelburg und der Küstenregion Zeelands zu und beschreibt die Ausflüge, die man von dort aus unternehmen kann.⁷ Er verweist auf den Omnibus, der zweimal täglich zu dem »kleinen Seebade Domburg« fährt, zu dessen Badegästen hauptsächlich »Holländer, Belgier, Deutsche« gehören, und erwähnt »in der Umgebung schöne ausgedehnte Parke«. Er nennt den Preis für eine Fahrt im Zweispänner dorthin und für die Vollpension im Badhotel.

Er erwähnt indessen nicht, was in Domburg geschehen war, obwohl manche Bewohner sich noch daran erinnerten. Denn in diesem »kleinen Seebade« hatte die See an einem hübschen Strand ihr Geheimnis preisgegeben: ihre Geschichte.

An den ersten Tagen im Januar 1647 wühlte starker Wind das Meer auf und setzte die Dünen in Bewegung. Der Sand wurde fortgespült und gab im Boden darunter etwas frei, das es dort eigentlich gar nicht geben durfte: Fels. An der Küste bei Domburg gibt es nirgendwo Fels – nur Sand, Torf und Lehm. Also musste jemand die Steinblöcke von weither in das Vorland gebracht haben – aus siebenhundert Kilometer entfernten Steinbrüchen in Nordfrankreich, wie wir heute wissen. Und ihr Transport musste eine gewaltige Aufgabe gewesen sein, denn ein Stein wog zwei Tonnen, und 1647 konnte keine Maschine solch ein Gewicht bewegen. In einem begeisterten Brief nach Amsterdam, der als Einblattdruck veröffentlicht wurde, hieß es: »Vor gut zwei Wochen traten am Strand

in der Nähe des Meeres einige große Steine aus weißem Kalkstein zutage.«⁸

Man fand auch etwas, das aussah wie »ein kleines Haus mit Sockeln von Säulen«. Auf den Steinen waren verwitterte Bilder zu erkennen und Gebete an eine Göttin namens Nehalennia, in denen ihr für Erfolge, für das Wohlergehen eines Sohnes, für die sichere Überfahrt mit Waren übers Meer gedankt wurde. Das legte den Gedanken nahe, dass es sich bei dem »kleinen Haus« um einen Tempel handelte. Die versteinerten und versalzten Überreste von Bäumen ließen sich als Hinweise auf einen jener Haine interpretieren, wie sie im Umkreis von Tempeln häufig angelegt worden waren. Der Schreiber des Briefs war sich sicher: Was die See da freigelegt hatte, war »ein Monument von höchstem Alter«.

Unter den Steinen befanden sich auch Altäre bekannter Götter – des Neptun natürlich, für das Meer und die Seeleute, und des Herkules. Doch Nehalennia mit ihren sechsundzwanzig Altären war seit mehr als einem Jahrtausend unbekannt gewesen. Auf den Altären sitzt sie unter einem muschelförmigen Baldachin, der sie zu einer Himmelsgöttin wie Venus oder Juno oder Minerva macht; oder sie steht am Bug eines Schiffs über einer unruhigen See. Gelegentlich ist sie auch auf einem Thron zu sehen, neben sich oft einen Korb mit Äpfeln, und stets schaut ein Hund mit feingeschnittenem Gesicht zu ihr auf. Schiffe waren nicht immer nur Transportmittel; oft besaßen sie im Denken der Menschen vor allem im Norden eine eigenartig tiefe Verbindung zur Fruchtbarkeit. So scheint Nehalennia denn auch die lokale Göttin der guten Ernte, des Glücks auf dem Meer und sogar der guten Verkehrsverbindungen durch Karren und Straßen gewesen zu sein.⁹ Für die Menschen in der Umgebung vom Domburg war sie einst alles gewesen, und sie war vollkommen in Vergessenheit geraten.

Das gebildete Europa war begeistert: Etwas Unbekanntes war aus dem Meer hervorgekommen. Die Vergangenheit schien zurückzukehren, weggespült zu werden und erneut zurückzukehren, als wäre auch die Geschichte ein in ständiger Bewegung befindliches Meer. Peter de Buk, ein alter Mann aus Domburg, erinnerte sich, dass 1684, »während des sehr kalten Winters, als das Eis sich

am Strand sehr hoch auftürmte«, der unbewegliche Stein sich zu lockern begann, sich verschob und sich schließlich »nach und nach Richtung Meer bewegte«. Die Ballspieler, die den Stein seit Jahren nutzten, so berichtete der Pfarrer des Ortes, mussten sich nach einem anderen Platz umsehen.

Drei Jahre später gab es einen Sturm, der so heftig war, dass man am nächsten Morgen am Strand Leichen fand: alte Leichen, jede in einem Sarg aus mehrere Zentimeter dicken Brettern. Die Säрге waren voller Sand, die Schädel sämtlich nach Westen ausgerichtet. Um den Hals trugen die Skelette schmale Schmuckketten, an denen Münzen hingen. Bei einem lag ein Becher auf der Brust, ein anderes hatte einen silbernen Dolch an seiner Seite. Da Christen nicht mit Grabbeigaben bestattet werden durften, mussten die Gräber aus der Zeit vor der Christianisierung der Küstenregion um 700 stammen – oder aus der Zeit anderthalb Jahrhunderte später, als die Christen vor plündernden Wikingern ins Binnenland zurückgewichen waren. Ein paar Tage lang schien die Vergangenheit so fest und solide wie ein Sarg und ebenso unerklärlich wie ein Geist. Dann kehrte das Wasser zurück und versteckte die Toten erneut, bevor jemand herausfinden konnte, wer sie waren.

Im Jahr 1715 lief das Wasser bei einer extremen Ebbe so weit ab, dass die Überreste von Brunnen und die Fundamente von Gebäuden sichtbar wurden. Eine weitere Statue kam zum Vorschein: eine große Siegesgöttin ohne Kopf, mitten in einem mit runden und rechteckigen Steinen gepflasterten Areal, das offenbar ein Tempel gewesen war. Jahrelang lag die gestrandete Siegesgöttin auf dem Sandstrand, bevor man ihren Körper ins Binnenland karrte und in der Kirche des Ortes abstellte. Sie überlebte – inzwischen allerdings grün geworden, da sie nicht mehr im Salzwasser lag, sondern dem Regen ausgesetzt war. Aber sie ging zugrunde, als die Kirche 1848 vom Blitz getroffen und zerstört wurde. Von diesen Überresten des früheren Domburg war nun nicht mehr geblieben als ein paar Bruchstücke und zwei Kubikmeter Schutt, die man im Garten des Stadtschreibers ablud.

Die Toten blieben indessen nicht fern. Der Friedhof wurde 1749 und 1817 erneut freigespült. Zwanzig grobe, wurmstichige, nur von

Holzdübeln statt eiserner Nägel zusammengehaltene Särge kamen zum Vorschein, die das schiere Gewicht der alten Dünen im Sand eingeschlossen hatte. An der rechten Schulter sämtlicher Leichen fand man runde Gewandspangen, gelegentlich auch auf der Brust – möglicherweise als Bezahlung für das sichere Geleit einer Meerestgöttin oder als Schatz für ein neues Leben. Eine der Leichen war mit einem Schwert begraben worden. Die Einheimischen wussten inzwischen um den Wert solcher vergrabenen Dinge, durchsuchten heimlich die Särge und konnten nicht mehr genau angeben, wo sie was gefunden hatten. Sie verkauften die Schätze rasch an Sammler in Amsterdam.

Die Küstenlinie veränderte sich auch weiterhin durch Wind und Gezeiten, und so wurde 1832 eine ganz andere Stätte freigelegt, die 1866 zum zweiten und seither letzten Mal gesehen ward: die verwitterten Umriss eines Hauses und eine Begräbnisstätte, bei der die Särge sternförmig auf dem Sand lagen. So gab es dort nun drei verschiedene Geschichten unter dem unruhigen Wasser. Da war ein römischer Tempel für eine unbekannte Göttin, der an einer Stelle stand, an der Schiffe aufs offene Meer hinausfahren, und der so aussah, als hätte man ihn sehr plötzlich aufgegeben. Da waren die Überreste einer Siedlung, eine einzige Straße, die an der Küste entlang von Ost nach West führte, mit Hütten für das Lagern und Sortieren von Waren und ausreichend Münzen als Beleg für ein reges Geschäftsleben. Und da waren Gräber, die nichtchristlichen Ursprungs sein mussten, weil sich darin zahlreiche schöne, mit Tiermasken und einem rechtwinklig geschnittenen Silberhalsreif verzierte Bronzen fanden, die wie Objekte der Wikinger aussahen.¹⁰

In den schriftlichen Quellen finden sich nur wenige Hinweise auf all das Leben, von dem die Münzen und die Altäre zeugen. In den aus römischer Zeit überkommenen Schriften wird Domburg nirgendwo erwähnt, doch damals waren die im Herzen ihres Reiches lebenden Römer zutiefst provinziell und schenkten ihren reichen Provinzen kaum Aufmerksamkeit. Als der Gelehrte Alkuin das Leben des heiligen Willibrord schilderte, berichtete er, der Heilige habe um das Jahr 690 die Insel Walcheren missioniert, und zwar in einem »Dorf namens Walichrum, wo ein Götzenbild als

Rest des alten Irrwahns geblieben war«. Dieses Dorf war Domburg, das eine Insel gewesen war, bevor der Mensch die Küstenlinie umzugestalten begann. Willibrord zertrümmerte das Götzenbild vor den Augen seines Wächters, der den Heiligen angriff und in seiner Wut mit dem Schwert am Kopf verletzte. »Aber«, so schrieb Alkuin, »Gott verteidigte seinen Knecht.« Großmütig rettete der Heilige den Heiden vor der Rache seiner Begleiter, doch der Mann »wurde am selben Tage vom Teufel besessen und beendigte am dritten Tage sein elendes Leben«, wie dies häufig bei Menschen geschieht, die in die Hände einer zornigen Menge geraten.¹¹

In den Annalen, den historischen Aufzeichnungen, die Mönche für ihren eigenen Gebrauch anlegten, finden sich Hinweise auf einen brutalen Wikingerüberfall 837 auf Domburg – »in insula quae Walacra dicitur« (»auf der Insel namens Walcheren«). Dabei wurden viele Menschen getötet, zahlreiche Frauen entführt und »große Mengen Geldes unterschiedlicher Art« geraubt, und die Wikinger vermochten regelmäßige Tributzahlungen zu erzwingen. Die verborgene Siedlung mit nur einer Straße auf der großen Düne war offenbar ein reicher kleiner Ort, den zu plündern sich lohnte.

Wir lesen also von Überfällen und Kämpfen, der Boden aber erzählt noch eine andere Geschichte. Als moderne Archäologen die Fundstätten in der Nähe des Strandes untersuchten, fanden sie nicht viel, das an Krieg erinnerte, nichts Niedergebranntes oder Zertrümmertes oder zu Schuttbergen Getürmtes; nichts von jenen blutigen Ereignissen, aus denen die Geschichte üblicherweise besteht und die von den Menschen aufgezeichnet werden. Es fanden sich lediglich Spuren eines jahrhundertlangen Lebens und seines langsamen, traurigen Rückzugs, als der Sand ins Land eingeweht wurde und nichts von Wert zurückblieb – außer den Toten natürlich.

Diese ganze Lebenskraft versank im Sand eines kleinen Stückes Strand, auf dem die Badenden spielten und heute noch spielen.

Dieses Buch handelt von der Wiederentdeckung jener verlorenen Welt und von ihrer Bedeutung für uns: vom Leben im Umfeld der Nordsee zu einer Zeit, als das Wasser der einfachste Verkehrsweg

war, als das Meer eine Verbindung zwischen Menschen, Glaubensüberzeugungen und Ideen herstellte und für den Transport von Töpfen, Wein und Kohle genutzt wurde. Dies ist nicht die übliche Geschichte von konfusen Schlachten und diversen Königen und der Ausbreitung des Christentums. Dieses Buch berichtet davon, wie der ständige Austausch über das Meer hinweg und das noch unsichere Wissen, dass man die Dinge auch anders machen konnte, das Denken der Menschen zutiefst zu verändern begannen. Dieses kalte graue Meer in dunklen Zeiten machte die moderne Welt möglich.

Bedenken wir, was sich nach dem Ende des Römischen Reichs verändern musste, damit die Entwicklung der Städte, Staaten und Sitten, wie wir sie heute kennen, beginnen konnte: unser Recht, unsere Vorstellungen von Liebe, unser Geschäftsleben und unser Bedürfnis nach einem Feind, um uns selbst zu definieren. Händler brachten Münzen und Geld und damit auch die abstrakte Vorstellung eines Wertes, die erst die Mathematik und die moderne Wissenschaft ermöglichte. Wikingerüberfälle zerstörten ebenso viele Städte, wie sie entstehen ließen, und von Bischöfen oder Landesherren freie Städte konnten allmählich eine neue Art von Handel aufbauen. So entstand eine Gemeinschaft von Menschen, die Handel trieben und stark und selbstbewusst genug waren, um mit Königen und staatlichen Mächten Krieg zu führen: unsere Welt der Spannung zwischen dem Geld und allen übrigen Mächten.

Die Menschen veränderten die Landschaft, und während sie lernten, mit dem in der Natur angerichteten Schaden umzugehen, verbreiteten sie auch die Vorstellung, dass sie frei waren und Rechte besaßen. Die Seefahrt machte die Mode möglich, sichtbar und begehrenswert. Die Freiheit der Frauen, selbst zwischen Ehelosigkeit, eheloser Schwangerschaft oder Heirat zu wählen, veränderte das Wirtschaftsleben an der Nordsee auf gänzlich unerwartete Weise.

Das Recht wandelte sich von lokalen Bräuchen, die jeder kannte, zu einer Sprache und einer Sammlung von Texten, für die man auf Juristen angewiesen war. Die freien Berufe entstanden, zunächst Priester, die sich aus der säkularen Welt herauszuhalten hatten, dann Juristen, die das Recht zu einer Art Religion machten,

dann Ärzte und alle übrigen. Ohne sie wüssten wir nicht, was eine Mittelschicht ist: Menschen, deren Macht auf ihrem Fachwissen beruht. Die Pest begann die Armen in Wertvolle und Wertlose zu sondern und ermöglichte es den Autoritäten, das Leben sehr genau zu regeln – wie man Kinder aufzuziehen und wo man zu leben hatte – und schließlich Barrieren zwischen Städten und Staaten zu errichten, dies alles natürlich zu unserem eigenen Wohl, ganz wie die Sicherheitsmaßnahmen auf den Flugplätzen oder die ständige Überwachung. Die Zusammenarbeit, auf die man sich einließ, wenn es darum ging, das Land vor Überschwemmungen zu schützen, Schiffe mit vielfältigen Ladungen loszuschicken und gegen Verlust zu versichern oder die Bezahlung zu organisieren, wenn man Fisch ins Baltikum brachte und Getreide mit zurück nach Amsterdam nahm – auf dieser Zusammenarbeit errichteten wir am Ende den Kapitalismus. Und zugleich wurden all diese Fakten und Informationen ihrerseits zu jener Ware, die sie heute sind.

All das geschah in Zeiten, von denen die meisten von uns kaum etwas wissen: in den mehr als tausend Jahren zwischen dem, was wir alle über das kaiserliche Rom zu wissen glauben – Armeen, schnurgerade Straßen, Villen, Tempel, Zentralheizung und Schnecken als Mahlzeit –, und dem, was wir über Amsterdam zu seinen Glanzzeiten im 17. Jahrhundert zu wissen glauben – Schiffsflotten, Heringe, Gold, Genever, Gemälde, Giebel und saubergefegte Straßen. Zwischen diesen beiden Bildwelten, grob gesagt zwischen 700 und 1700, liegen die Zeiten, die wir immer noch gedankenlos das »finstere Mittelalter« und dann das »Hochmittelalter« nennen, die, wie wir alle wissen, aus Burgen, Burgfräulein, Rittern und wunderschön illuminierten Handschriften bestehen. Es ist, als stellten wir uns vor, menschlicher Erfindungsgeist und Perversion und Wille wären jahrhundertlang ausgesetzt worden und das Leben hätte sich in bloßes Dekor verwandelt.

Dokumente gehen natürlich verloren oder verbrennen oder zerfallen. Schriftliche Quellen sind zwangsläufig unvollkommen. Am besten erhalten sich Dokumente, wenn eine langlebige Institution sie in einem Bauwerk wie den Kathedralen benötigt, die ein ganzes Jahrtausend oder mehr überdauern können. Ein Brief über den

Anbau einer Feldfrucht oder den Kauf von Hemden verschwindet vielleicht ebenso wie Liebesbriefe und alte Prozessakten, aber eine Urkunde über kirchlichen Landbesitz überlebt mit großer Wahrscheinlichkeit. Nur kleine Ausschnitte des Lebens werden schriftlich aufgezeichnet und aufbewahrt, und dies jeweils nur aus ganz besonderen Gründen und aus einer sehr speziellen Perspektive – der eines Richters oder Bischofs, eines Königs oder Abts. Sie übergehen, was zu ihrer Zeit jeder wusste oder was niemand zu sagen wagte. Selbst geschichtliche Darstellungen, die mit großer Autorität und gestützt auf sämtliche bisherigen schriftlichen Quellen verfasst wurden, sollten wir nur als Hinweise auf die Vergangenheit betrachten.

Aber wir haben großes Glück. Wir verfügen heute über eine ganz neue Art von Beweisen, mit denen sich manche Lücke füllen lässt und die unser Bild der Geschichte fast bis zur Unkenntlichkeit verändern. Die Archäologie enthüllt und deckt auf, ganz wie das Meer in Domburg es tat; aber im Unterschied zum Meer geht sie systematisch vor und liefert Funde, die neben die schriftlichen Quellen treten können. Plötzlich erweitert sich das Bild; wir sehen Leben und Zusammenhänge. Manchmal stehen die Ergebnisse der Grabungen in deutlichem Widerspruch zu den bekannten Texten und Archiven, denen wir gerne vertrauen möchten, weil wir keine anderen besitzen. Manchmal lassen sie sich nur schwer interpretieren, weil all die aus dem Boden geklaubten Stücke nur dann einen Sinn ergeben, wenn wir sie in einen Zusammenhang stellen, und bei der Herstellung solcher Zusammenhänge müssen wir uns auf das stützen, was wir aufgrund anderer Funde an anderen Fundorten bereits zu wissen glauben.

Bringen wir Worte und Objekte jedoch zusammen, ist die neue Geschichte auf weitaus überzeugendere Weise menschlich. Das Leben hört nicht einfach auf, wenn Rom fällt und das Reich zusammenbricht und die Überlieferung der in klassischem Latein verfassten Texte abbricht – und das nicht einmal bei den diversen Einfällen der Sachsen und Vandalen, Goten und Hunnen in Westeuropa. Die Menschen verloren nicht ihre Fähigkeit, Verbindungen herzustellen, Handel zu treiben, einander zu bekriegen und ganz

allgemein ihr Leben zu verändern, nur weil so wenige Dokumente erhalten geblieben sind. Tatsächlich verloren sie nicht einmal die Fähigkeit, solche Dokumente zu verfassen und zu lesen. Das Leben ging weiter. Wir benötigen lediglich andere Werkzeuge, um es zu finden und zu beschreiben.

Mancherorts überlebten römische Städte, aber sie veränderten sich. Die römischen Straßen funktionierten auch weiterhin, und Gleiches gilt für das alte römische System der Relaisstationen, in denen man bei langen Reisen eine Rast einlegen und die Pferde wechseln konnte. Nützliche Pflüge und Werkzeuge verschwanden nicht einfach, weil Historiker das Ende eines Zeitalters dekretierten. Einige recht fortschrittliche Vorrichtungen wie das horizontale Wasserrad für Wassermühlen wurden bereits Jahrhunderte vor ihrem Nachweis in Dokumenten gebaut. Die Technologie des Reisens – von den Tauen, die man als Traverse zwischen Bug und Heck spannte, um Boote seetauglich zu machen, bis hin zum Sonnenkompass, der die Navigation außerhalb der Sichtweite der Küste ermöglichte – wurde ständig weiterentwickelt. Die Menschen wollten sich fortbewegen und dachten intensiv darüber nach, wie sie das anstellen konnten. Selbst die Gestalt der Erde und ihre Grenzen veränderten sich im Denken der Menschen.

Man braucht sich nur von der Vorstellung eines dunklen Zeitalters abzuwenden, schon beginnt man andere Stimmen zu hören. Die Frauen waren nicht immer stumm oder machtlos, eigene Entscheidungen zu treffen – wir haben vielleicht nur nicht hingehört oder an den falschen Orten gesucht. Die hochgebildete und heilige Hildegard von Bingen verbrachte den größten Teil des 12. Jahrhunderts als Nonne, hatte Visionen, war eine Mystikerin und komponierte eine zu ihrem Klosterleben passende Musik, aber sie schrieb auch Briefe an Empfänger in ganz Europa und stand im Mittelpunkt einer gelehrten Konversation. Sie konnte sich mit Empfängerhütung aus und schrieb auch darüber.

Wer diese Geschichte finden will, muss sowohl in Bibliotheken graben als auch gepflügte Felder genau in den Blick nehmen. Es gilt, sich die Aufzeichnungen der Menschen über die Steine am Strand von Domburg anzusehen und sich dann all die Zusammen-

hänge vorzustellen, die in dieser Geschichte enthalten sind: Menschen, die in Bewegung sind und all das, was sie tun, denken oder glauben können. Nichts ist jemals vollkommen neu oder gesichert oder leer. Grenzen verschieben sich. Sprachen verändern sich. Menschen wandern. Die Römer bauten einen Tempel, um ihre Handelsschiffe aufs Meer schicken zu können; dann errichteten Kaufleute eine Handelsstadt, deren Namen wir nicht mehr kennen; dann ließen sich dort die für ihre Überfälle und Plünderungen berechtigten Wikinger nieder. Dieser Strand birgt die Geschichte einer Welt, die in ständiger Veränderung begriffen und unablässig in Bewegung war. Dort finden sich außerdem die Waffen, die eindringende fränkische Krieger um 800 zurückließen. Armeen zogen umher, und die Macht ging in andere Hände über. Doch gelegentlich stellen sich die größten Veränderungen ein, wenn Menschen sich auf Reisen begeben, und das nicht immer zu Zeiten und aus Gründen, die in den Lehrbüchern genannt werden. Die Identität hing davon ab, wo man lebte und woher man gekommen war, nicht von einer abstrakten Idee der Rassen- oder Volkszugehörigkeit. Die Völker waren nicht so klar voneinander getrennt wie später durch die Grenzen im 19. Jahrhundert, aus denen sie sich nur hervorgewagten, um zu erobern oder besiegt zu werden. Tatsächlich wagten sie sich recht oft hinaus, um die Seiten zu wechseln.

Statt der düsteren Irrtümer hinsichtlich der Reinheit des Blutes, rassischer Identität, homogener Nationen mit je eigener Seele, eigenem Geist und andersartiger Natur haben wir es hier mit etwas weitaus Spannenderem zu tun: der Geschichte von Menschen, die eine Wahl trafen, nicht immer frei und zuweilen unter fürchterlichem Druck, aber dennoch eine Wahl – Menschen, die erfinderisch waren und selbst über ihr Leben bestimmten.

Die Vorstellung eines »finsternen Zeitalters« ist unser Irrtum. Es wäre besser, wenn wir die Zeit, die unsere Vorfahren durchlebten, als den »langen Morgen« unserer Welt bezeichneten.

Wohlgemerkt, nichts von alledem ist modern, denn es gehört zu einer Zeit, die durch ein ganz anderes Denken und Verhalten geprägt war. Die Entfernungen waren nicht dieselben, die Weltkarten waren nicht dieselben, die Institutionen mochten zwar ähnliche

Namen tragen, waren aber dennoch ganz anders als die Institutionen, die wir heute kennen. Aus den notwendigen Bedingungen unserer heutigen Welt hätte auch eine ganz andere Welt hervorgehen können. Aber wenn wir herausfinden können, was geschah und warum es geschah, beginnen wir vielleicht auch zu verstehen, wie unser modernes Leben und unsere moderne Zeit möglich wurden – vom Kalender bis hin zu den Terminmärkten, von den ersten Herausgebern heiliger Schriften bis hin zur Experimentalwissenschaft.

Es gibt noch eine weitere Komplikation in dieser Geschichte – nämlich wie wir sie üblicherweise erzählen. Wir betrachten den Glanz unserer Vergangenheit durch die Brille der italienischen Renaissance, als an den Küsten des Mittelmeers, wie man sagt, die Zivilisation wiederentdeckt wurde, in Schriften, die tausend Jahre zuvor an den Gestaden desselben Meeres verfasst worden waren. Das Recht, das die Gesellschaft in einer uns vertrauteren Weise zu ordnen begann, wird als das Römische Recht bezeichnet. Die Kirche ganz Nordeuropas wurde von Rom aus organisiert. Es scheint auf der Hand zu liegen, dass der Norden darauf wartete, vom Süden zivilisiert zu werden; schließlich kam das Christentum von dort. Schon im Jahr 723 erklärte ein Bischof namens Daniel einem Heiligen namens Bonifatius, sein bestes Argument gegen die Heiden des Nordens sei der Hinweis, dass die Welt christlich werde und ihre Götter nichts dagegen unternähmen. »Und warum besitzen diese, d. h. die Christen, fruchtbare Länder und Gebiete, die Wein und Öl erzeugen und mit sonstigen Schätzen im Überfluß gesegnet sind, diesen aber, d. h. den Heiden, und ihren Göttern haben sie nur die immer von Kälte starrenden Länder gelassen, in denen man fälschlicherweise glaubt, daß sie immer noch herrschen, nachdem sie aus dem ganzen Erdkreis vertrieben worden sind?«¹²

Wenn wir von einem »finsternen Zeitalter« sprechen, stellen wir Kriege, Invasionen, Überfälle und Eroberungen in den Vordergrund. Aber das alles finden wir auch bei uns und in unserer Zeit, und wir leben dennoch unser Leben. Bis vor ganz kurzer Zeit konnte man noch schreiben, es sei zu »massenhaften Ausrottungen«, zur Vernichtung eines Volkes durch ein anderes gekommen,

als die Angelsachsen die Nordsee überquerten und die Macht über die Briten und Britannien übernahmen, obwohl sehr viel für einen weitaus längeren, sanfteren und freundlicheren Übergangsprozess spricht.¹³ Wir laufen Gefahr, all das zu vergessen, was wirklich im Umfeld des Meeres geschah, in einer Zone des Handels und des Glaubens, die sich mindestens von Dublin bis Danzig, von Bergen bis Dover erstreckte. Für den Mittelmeerraum gelten uns vielfältige Verbindungen und in alle Richtungen wirkende Einflüsse als selbstverständlich: die biblischen Geschichten, die Heldengedichte Homers und Hesiods, die Handelsrouten von Ost nach West und umgekehrt. Die Nordsee besaß das meiste davon ebenfalls, und die Folgen waren bemerkenswert.

Ich möchte diese Geschichte so gut erzählen, wie ich sie in den Quellen und in den Werken von Gelehrten rund um die Nordsee zu finden vermag. Das ist kein chauvinistisches Unterfangen. Der Süden verliert nichts von seiner Bedeutung, wenn wir daran erinnern, was im Norden geschah. Es ist vielmehr ein Versuch, ein vollständigeres, farbigeres und genaueres Bild unserer geschichtlichen Herkunft zu zeichnen.

Die Strandbesucher entfernten sich niemals sonderlich weit von den Annehmlichkeiten der Küste. Wir werden weiter hinausgehen, auch wenn wir dazu unseren Horizont überschreiten müssen.

Es gab einmal eine Zeit, da niemand sich vorstellen konnte, weiter nach Norden vorzudringen, denn die Nordsee galt als der Rand der Welt. Im Jahr 16 unserer Zeitrechnung versuchte der Römer Drusus Germanicus mit seiner Flotte nach Norden vorzustößen, wurde jedoch von Stürmen zurückgeschlagen. Der Dichter Albinovanus Pedo begleitete ihn und schrieb, die Götter hätten sie zurückgerufen, damit sie nicht das Ende von allem erblickten. Pedo fragte sich, warum sie mit ihren Schiffen diese fremden Meere schändeten und Unruhe in den ruhigen Heimen der Götter stifteten. Denn die Nordsee war nicht nur »das Meer ewiger Finsternis«, wie der arabische Geograph al-Idrisi sie nannte.¹⁴ Sie war auch der Ort, an dem die Ozeane zusammenstießen und die Gezeiten entstanden, wenn das Wasser in bodenlose Höhlen hinabstürzte und

wieder herausströmte; der Ort, an dem die Wasser zu jener »uranfänglichen und ersten Materie« zurückkehrten, »die am Anbeginn der Welt bestanden hatte ... und ›Abgrund‹ genannt wird.«¹⁵

Im 7. Jahrhundert meinte Isidor von Sevilla, die bekannte Welt werde »*orbis* genannt, weil sie wie ein Rad ist, das vom Ozean umflossen wird«. Dieser Ozean musste sehr viel kleiner sein als das trockene Land, denn in der apokryphen Esra-Apokalypse heißt es: »Am dritten Tag hast du dem Wasser befohlen, sich im siebten Teil der Erde zu sammeln, während du sechs Teile getrocknet und bewahrt hast.« Er war jedoch auch ein beängstigendes Hindernis, eine die Kontinente umgebende Barriere; vielleicht allzu wild, aber eher noch zu seicht, zu schlammig oder zu sehr von Unkräutern bewachsen, als dass man ihn überqueren konnte. Es mochte möglich sein, durch die heißen, dünnen Zonen im Süden hindurchzugelangen, aber der vereiste Norden war nichts anderes als das Ende der Welt.¹⁶

Die Barriere war nicht bloß physischer Natur. Das Meer war ein Ort des Bösen, an dem der biblische Leviathan lebte, das Ungeheuer der Tiefe. Der Antichrist, der »Hochmütige«, ritt rückwärts auf dem Kopf eines Meeresdrachen, wie ja auch die Wikinger in Schiffen fuhren, deren Bug ein Schlangenkopf zierte.¹⁷ Die Genesis und das Buch Hiob bestätigten die Einschätzung der Geographen, dass die See sich nicht bändigen lasse, dass der Drache, der dort lebte, der Drache des Chaos sei und dass dort der Abgrund laue-re. Wenn die Apokalypse des Johannes versprach, das Meer werde verschwinden, dann war dies gleichbedeutend mit dem Ende des Bösen schlechthin.¹⁸

Es war ein kaum bekanntes Meer, das auf seine Erforschung wartete: eine Zone zwischen Himmel und Erde, zwischen der vertrauten Küstenlinie und dem, was auch immer da draußen liegen mochte. Die Iren erzählten wundersame Heiligengeschichten über Meerfahrten, die sie *Immrama* nannten, »Umherrudern«.¹⁹ Darin wird berichtet, wie Einsiedler in See stachen, weil sie sich irgendwo in weiter Ferne an einem vollkommen ruhigen Ort niederlassen wollten. Heilige machten sich per Schiff auf die Suche nach dem Gelobten Land im Westen, den Inseln der Seligen.

